Zeitschrift: Centrum : Jahrbuch Architektur und Stadt

Herausgeber: Peter Neitzke, Carl Steckeweh, Reinhart Wustlich

Band: - (2000-2001)

Artikel: Was nach Ansicht der etablierten Klassen gefährlich ist, lässt sich nicht gewaltsam aus der städtischen Realität entfernen : ein Gespräch mit dem Soziologen Sighard Neckel

Autor: Neitzke, Peter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1072537

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Was nach Ansicht der etablierten Klassen gefährlich ist, läßt sich nicht gewaltsam aus der städtischen Realität entfernen

Ein Gespräch mit dem Soziologen Sighard Neckel

Im Englischen heißt instant*: dringend, unmittelbar, sofort. Und: sofort löslich, wie gefriergetrockneter Nescafé. Einer Konzernwerbung zufolge ist die Welt mit Nescafé seit fast 60 Jahren nicht nur „ein wenig einfacher" geworden, sondern überraschenderweise auch „vielfältiger". Ließe sich dasselbe auch von Stadtkonzepten beziehungsweise Innenstädten behaupten, die Instant Coffee vergleichbare Produktionsprozesse durchlaufen zu haben scheinen – das Konzentrat in Kältekammern geleitet, bei minus 40 Grad Celsius zu Eisplatten erstarrt, gemahlen, entwässert und getrocknet? Instant Cities?*

Sighard Neckel: Frappierend an dieser Analogie ist das Muster der Kurzfristigkeit und der jederzeitigen Verfügbarkeit. Instant City – dieses Bild bietet sich an, wenn man versucht, die künstliche Welt neuer Stadträume mit einem schnellen Begriff zu skizzieren. Wir sehen ja, daß vergleichsweise große Stadträume sehr kurzfristig neuen Planungen zugänglich gemacht und bebaut werden, um über diese Räume so schnell wie möglich verfügen zu können. In diesem Sinne ist die Stadt schneller geworden und einfacher, nicht aber vielfältiger. Denn die jederzeitige Verfügbarkeit des Stadtraums setzt nicht nur eine gewisse Uniformität voraus, sondern *erzeugt* auch Uniformität. Daß den heute vorherrschenden planerischen Zielen, jederzeit ökonomisch einsetzbare Flächen und Räume zu schaffen, eine gewisse Serialität des Architektonischen – oder dem, was man noch mit diesem Ausdruck bezeichnet – entspricht, diese Austauschbarkeit und Gesichtslosigkeit in der modernen Architektur verwundert deswegen nicht. Wo es keine wirkliche Unterschiedlichkeit von Nutzungen gibt, gibt es in der Regel auch keine Diversität im ästhetischen Anspruch und im ästhetischen Resultat.

Mit Kaffee hat das eingangs thematisierte Produkt ja bis auf den Duft, der dem Glas beim Abziehen der Vakuumschutzfolie entströmt, in der Tat nicht sehr viel zu tun. Ganz abgesehen davon, daß es jedesmal ein Riesenvergnügen ist, einem Barista zuzusehen, der einem im Höllentempo einen ristretto aus der blitzenden und dampfenden Kaffeemaschine zaubert oder auf Wunsch zu einem macchiato verlängert und den feinporigen Milchschaum in Form einer Rosenblüte präsentiert – was könnte, wenn man das Handwerk erst einmal beherrscht, einfacher sein, schneller und zugleich schöner? So betrachtet, wäre die Analogie Instant Coffee-Instant City selbst um einiges zu schnell.

Die Absicht scheint ja zu sein, das Kaffee-„Erlebnis" vom Kaffee selber zu trennen. Man versucht also, beim Konsumenten ein „Erlebnis" zu simulieren, das dem „Produkt" – dem Kaffee oder der Stadt – selbst nicht mehr entströmt. Auf dieser Ebene funktioniert die Analogie. Zur realen Vielfalt der Stadt gehören aber Unübersichtlichkeit, Risiken, auch Gefahren, all das also, was dem Stadt*ersatz* fehlt, den Reiz von Stadt aber gerade ausmachen soll. Schon angesichts der Dominanz ökonomisch bestimmter Nutzungsinteressen sind Städte heute weniger vielfältig, als sie es in der Vergangenheit waren – was nicht allein zu einer ästhetischen Verarmung führt, sondern auch Probleme mit dem Bild, dem ‚Image' der Stadt schafft. Weil aber das Image einer Stadt und die reale Vielfalt des urbanen Lebens unauflöslich miteinander verbunden sind, sieht man sich gezwungen, die städtische Erlebnisdimension als gesondertes Produkt zu erzeugen, sie gewissermaßen ästhetisch nachzureichen, als Substitut dafür, was tatsächlich eher im Verschwinden begriffen ist.

Was wird aus dem Universum Stadt, wenn alles, was die unter dem Stichwort Lifestyle gehandelten Erwartungen und Gewohnheiten, alles, was dem sozialen Dünkel des so genannten oberen sozialen Segments im Wege sein könnte – Arbeitslose, Obdachlose, Bettler, Prostituierte, Drogenabhängige, Müllsammler, Hausbesetzer, Graffittimaler –, wenn allen diesen Menschen nach amerikanischem Muster das Lebensrecht in der Stadt mehr und mehr bestritten wird? Wenn das risikolose Einkaufen das soziale Klima der Innenstädte bestimmt? „Je ärmer die eigene Stadt ist", heißt es in einem acht Jahre zurückliegenden Aufsatz von Dieter Hoffmann-Axthelm, „desto weniger kommt sie […] als Modell der Wunschstadt in Frage."[1] Und an einer späteren Stelle desselben Textes heißt es: „Die Wahrnehmungsstadt […] ist eine Stadt […], die einem ständig Fragen stellt, den Augen und den Füßen, den Gedanken und den Tagträumen. Eine Stadt, die nach allen ihren Richtungen zu durchlaufen man nicht müde wird"[2] – eine Stadt also, die uns nicht als Matrix entgegentritt, deren Bedingungen man entweder erfüllt oder nicht. Verliert die auf die Bedingungen der Marktgesellschaft zugerichtete Stadt nicht alles, was sie attraktiv macht?

Ich sehe das Problem nicht so sehr von der Frage der Attraktivität her. Attraktivität ist mir schon zu sehr ein inszenatorischer Begriff, der genau auf jener Ebene verbleibt, auf welcher wir die Stadt ja heute kritisie-

ren – die Stadt als Ort einer Selbstinszenierungsgesellschaft ohne Pluralität, ohne reale Vielfalt. Von einer Amerikanisierung der europäischen Städte können wir insofern sprechen, als wir eine zunehmende Segregation sozialer Klassen und sozialer Räume beobachten. Das ist etwas, was die europäische Stadt der Nachkriegsjahrzehnte nicht gekannt hat. Wir haben zumal in Deutschland eine vergleichsweise kleinräumige Mischung unterschiedlicher sozialer Schichten im städtischen Raum gehabt. Der Bestand an öffentlich bewirtschaftetem Wohnraum war über eine lange Zeit verhältnismäßig groß, der Markt allein konnte die Verteilung der Bevölkerung im Stadtraum nicht regulieren. Das hat sich inzwischen so dramatisch verändert, daß wir heute sowohl auf der oberen als auch auf der unteren Seite der Sozialstruktur eine zunehmend eindeutige räumliche Zuordnung sozialer Gruppierungen beobachten. Besser Verdienende ziehen sich teilweise aus den Städten oder aus bestimmten Stadtbezirken zurück, um andererseits ganze Viertel zu okkupieren und sie damit für andere soziale Schichten unerschwinglich zu machen. In vielen großen Städten der Vereinigten Staaten gibt es Inner City Ghettos mit dem Resultat, daß die Innenstädte teilweise vollkommen verfallen und veröden, die sogenannten *no-go-areas*. Vergleichbare Entwicklungen hatten wir hier bisher kaum, da in den europäischen Wohlfahrtsstaaten ein anderes strukturelles Muster der sozialen Verteilung der Bevölkerung im städtischen Raum vorlag. Aber wie in den USA ist zu beobachten, daß der Geschmack und die wirtschaftlichen Interessen der oberen Mittelschichten die Innenstadt zu dominieren und von ‚störenden Elementen' zu reinigen beginnen. Diese Entwicklungen verändern den Begriff von Öffentlichkeit, der immer auch mit dem städtischen Leben und unseren Vorstellungen von Stadt, unseren Wünschen an die Stadt verbunden war. Die heute in der Stadt hergestellte *gefilterte Öffentlichkeit* verstellt unsere Wahrnehmung der gesellschaftlichen Realität ganz erheblich. Und diese Entwicklung kommt selbstverständlich nicht nur den Investitionsinteressen der *Erlebnisindustrie*, des Finanzsektors und des sogenannten quartären Dienstleistungssektors entgegen, sondern trifft auch auf die kulturellen und politischen Bedürfnisse der Mittelklassen, die ihre soziale Besserstellung verteidigen wollen und sich gegen jene Anfechtungen zu schützen suchen, denen sie sich in einer sozial stärker polarisierten Gesellschaft ausgesetzt sehen.

Oxford, 1999
Foto:
Elisabeth Blum

Replikate statt kalter Moderne?

Unter Architekten, die bis dahin von ihren neokonservativen Aspirationen nichts ahnen mochten und die sich jederzeit „der Moderne" zugerechnet haben werden, entsteht unmittelbar nach 1989 eine Sehnsucht nach der Rettung bzw. Wiederherstellung dessen, was seither Europäische Stadt heißt. Mitte der neunziger Jahre thematisierte der sogenannte Berliner Architekturstreit noch kontroverse Positionen. Inzwischen haben neotraditionalistische Haltungen und Praktiken in Berlin „enormen Rückenwind, weil sie auf offensichtlich bestehende Sehnsüchte sehr geschickt reagieren"[3]. Unübersehbar füllt die Flucht aus der zugigen Moderne in die angeblich Heimat – Erinnerungen, Wiedererkennbarkeit, Geschichte, Behaglichkeit (Hans Stimmann[4]) – versprechenden Gehäuse der Konvention die Kassen all derer, die mit der „kritischen" Rekonstruktion im Gepäck bei der Simulation untergegangener Welten angelangt sind. Könnte man die zum Simulationsbild der Europäischen Stadt geschrumpfte moderne Großstadt, um Luhmanns Vokabular zu gebrauchen, als einen Fall von Komplexitätsreduktion bezeichnen?

Selbst wenn man der Überlegung, daß man bestimmte Grundelemente der europäischen Großstadt, etwa ein bestimmtes Straßenraster oder die Blockstruktur, nicht ohne Not aufgeben sollte, durchaus etwas abgewinnen kann, so muß man doch feststellen, daß sich die stadtplanerischen Diskussionen in Berlin zumeist um vordergründige architektonische Fragen gedreht haben, ohne – mit Ausnahmen natürlich – den problematischen Punkt der Stadtentwicklung zu benennen. Der besteht darin, daß sich hinter den Fassaden des revitalisierten Stadtmusters allein wirtschaftliche Interessen durchgesetzt haben, mit der Folge einer weitgehenden Einheitlichkeit der Nutzungsinteressen, und dies immer gleich über ganze Blöcke. Anders als bei der früher vorherrschenden internen Differenzierung von Blöcken, der ja eine oft deutlich ablesbare Differenzierung des Eigentums und der Nutzungen entsprach, werden heute ganze Blöcke an Holdings verkauft, die hinter einer im großen und ganzen konventionell anmutenden Fassadenwelt mehr oder weniger identische Nutzungen repräsentieren. Das war mit der Revitalisierung der Europäischen Stadt wahrscheinlich nicht gemeint und hat mit der Europäischen Stadt auch nichts zu tun, spiegelt allerdings deutlich die derzeitige wirtschaftliche Entwicklung. Ein so wertvolles städtisches Gebiet wie den Potsdamer Platz Großinvestoren für ihre eigenen Planungen einfach so überlassen zu haben, war ein Skandal. Die gesellschaftliche Bedeutung eines solchen Vorgangs ist öffentlich entschieden zu wenig thematisiert worden. Statt dessen hat man darüber diskutiert, ob das nun im einzelnen ästhetisch gelungen sei oder nicht. Tatsächlich geht es jedoch um eine architektonische Versinnbildlichung ökonomischer Machtansprüche. Unter dem Zeltdach von Sony wird eine europäische Kulturstadt simuliert, mit Kinos, Varietés, Bars, Restaurants und so weiter, alles in sich geschlossen und innerhalb eines vorgegebenen Rahmens. Mit europäischer Stadt hat das sehr wenig zu tun, die immer auch Lücken zuließ und sich mit der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung selber stets verändert hat. Heute hingegen werden, wie etwa am Potsdamer Platz, Investorendenkmäler errichtet, in denen man sehr bald Zeugnisse einer gewissen Hybris erkennen wird.

Um ‚Stadt' handelt es sich bei Projekten wie diesen zwar nach wie vor, aber um eine andere Stadt als die, die wir wollen. Daß Stadt heute nicht mehr das ist, was wir kennen und idealisieren, ist dabei noch nicht unbedingt ein Argument. Die Frage ist vielmehr, was für eine gesellschaftliche Bedeutung dieser Typus von Stadt bekommt, und was vor allem mit ihren gesellschaftlichen Funktionen geschieht. Zentral sind hierbei für mich der Begriff ‚Öffentlichkeit' und das, was man die gesellschaftliche Selbstrepräsentanz von Städten nennen kann. Städte waren immer verdichtete Räume, in denen Gesellschaften sich selbst repräsentiert haben, in ihren Problematiken, ihren Aspirationen …

… und in ihren Eigentümlichkeiten …

… mit all dem, auch in ihren Verrücktheiten, haben sich Gesellschaften gewissermaßen in den städtischen Spiegel geschaut. Städte symbolisierten insofern immer auch eine Gesellschaft im ganzen, und wenn über Städte diskutiert wurde, wurde letztlich über Gesellschaft diskutiert. Das tun wir zwar nach wie vor, aber auf eine bezeichnend andere Art und Weise. Inzwischen nehmen wir es als Verlust wahr, daß die Stadt nicht mehr die Vielfalt des Ganzen repräsentiert, sondern zunehmend mehr nur noch das, was die Gesellschaft dominiert. Wir kritisieren die Stadt dafür, daß sie uns etwas vorspielt, daß sie uns die gesellschaftliche Realität Stück für Stück entzieht, statt daß sie uns dieser Realität aussetzt. Wir sehen, daß das ‚Gehäuse' Stadt mit der Gesellschaft in all ihrer Vielgestaltigkeit und Widersprüchlichkeit immer weniger anfangen kann. Was bleibt, ist sicherlich noch Stadt, aber nicht mehr im Sinne *dieser* Symbolisierungsleistung. Die neue Stadt symbolisiert nur noch eines: die gesellschaftlichen Machtverhältnisse.

Turmvillenreplikat, Im Schwarzen Grund, Berlin 1999
Architekt: H. Kollhoff
Foto: Angelika Schnell

Hans Stimmann: „[…] die Neotraditionalisten sprechen etwas an, das tiefsitzende Wünsche reflektiert, Wünsche nach Erinnerungen, nach Wiedererkennbarkeit, nach Geschichte und nach Behaglichkeit, nach all dem, was die Moderne bewußt ablehnt. Ich glaube, wir Architekten müssen darauf eine Antwort finden […]
Das Adlon ist der Versuch, ein wilhelminisches Hotel nachzuempfinden […] ein Surrogat auf höchstem Niveau […]"
Frage: „[Hans Kollhoff] baut derzeit eine Villa in Dahlem, die mit Charakteristika italienischer Turmvillen in Potsdam spielt."
Hans Stimmann: „Ich halte das für eine richtige Referenz. Eine Villa ist eine Villa und kein Hochhaus in der Innenstadt. Auf welchen Villentypus will ich mich denn beziehen? […] Natürlich, es gibt mehrere Vorbilder, aber warum nicht auch eine ernsthafte Auseinandersetzung mit Persius?"

Aus: *Wenn das Schloss in fünf Jahren fertig ist, ist etwas falsch gelaufen.* Ein Gespräch mit Senatsbaudirektor Hans Stimmann, FAZ, Berliner Seiten, 14.2.2000

Ein Gespräch mit Sighard Neckel

„If man defines a situation as real it is real in its consequences"

Emphatisch ausgedrückt, ließe sich Vielfalt mit Risiko des Lebendigen übersetzen, das Lebendige mit Bedrohung. Ich nenne drei Beispiele zum Thema Risikobegrenzung:
– Paternoster waren lange verbreitet, bis irgendwelche Leute, vermutlich aus der Industrienormung oder dem Versicherungswesen, diesen Fahrstuhltypus als Sicherheitsrisko einstuften und den Einbau untersagten.
– Unter demselben Aspekt wurden Aufzugskabinen zusätzlich mit Türen versehen – keine Chance mehr, die Schachtwände während der Fahrt zu berühren oder zu bemalen.
– Wer seinen Körperkräften vertraute, konnte noch in den sechziger Jahren einem abfahrenden Omnibus hinterherrennen und auf die offene Plattform springen – zu gefährlich, befand die Berliner Verkehrsgesellschaft, seither sind die Busse mit automatisch schließenden Türen versehen.
Überall die Regelwerke und Kontrollen jener „gewaltigen Vormundschaftsgewalt", wie sie schon Alexis de Tocqueville beobachtet hat. Was von all dem registriert man, was empfindet man als Freiheitsbeschränkung? Werden Sicherheitsmaßnahmen als Behinderung der Entscheidungs- und Bewegungsfreiheit wahrgenommen? Oder befördern sie eine blinde, von Ohnmachtsgefühlen begleitete Anpassung an jeweils neue Erlasse? Eine Telefonumfrage des Mitteldeutschen Rundfunks hat ergeben, daß sich 86 Prozent der Befragten für die Videoüberwachung öffentlicher Stadtareale aussprechen. Die Sicherheit vor der angeblich überall lauernden Gewalt ist offensichtlich so attraktiv, daß die zunehmende und jederzeit präsente Kontrolle und Aufzeichnung unserer Positionen und unserer Bewegungen nicht nur in Banken, Supermärkten, Bahnhöfen, Flughäfen und so weiter, sondern auch im öffentlichen Raum der Stadt von praktisch niemanden als Angriff gesehen und verurteilt wird. Im Gegenteil, die Mehrzahl reagiert zustimmend wie im englischen Newham („It's a good thing") oder fatalistisch – man habe sich ja nichts vorzuwerfen.[5]

Die soziologische Kriminalitätsforschung weiß, daß *bestimmte Strategien der Dramatisierung von Gefahren* der Bereitstellung von Sicherheit sehr schnell eine eigene Nachfrage schaffen, von der Polizeipräsenz bis zur Videoüberwachung. Mir scheint hier vor allem etwas vorzuliegen, das man soziologisch als *groß angelegten Versuch der Definition sozialer Situationen* bezeichnen kann.
Durkheims Idee von den „faits sociaux".
Man definiert die Stadt als gefährlich und bezeichnet sie als gefährlicher denn je zuvor, obgleich die Daten das nicht hergeben – Städte sind früher eher gefährlicher gewesen, als sie es heute sind. Allein indem ich technische Instrumente und mehr Personal im Stadtraum plaziere, definiere ich die städtische Situation grundsätzlich als gefährlich. Das funktioniert nach der bekannten soziologischen Einsicht: „If man defines a situation as real it is real in its consequences" (William Thomas) – die Definition sozialer Situationen kann diese selber verändern. Und plötzlich empfindet man die im Stadtraum installierten Überwachungsgeräte als Dokumente lauernder Gefahren. Ein Kreislauf. Die entsprechenden Einrichtungen werden in der städtischen Wahrnehmung zu Beweismitteln ihrer Existenznotwendigkeit.
Daß eine als real definierte Situation schließlich in ihren Konsequenzen real sei, scheint nicht auf alle sozialen Situationen anwendbar zu sein. Der anhaltende Versuch, eine unbestreitbare soziale Tatsache wie die strukturelle Massenarbeitslosigkeit und deren gesellschaftliche Konsequenzen zu leugnen, kann nichts an der Realität ändern. André Gorz beschreibt diesen Versuch sehr genau, wenn er sagt: „Die Gesellschaft leidet unter dem Mangel an Arbeit wie ein Amputierter unter Phantomschmerzen. […] Die Arbeit ist ihre Phantomzentralität. Wir leben in einer Phantomgesellschaft, die ihr eigenes Verschwinden dank der obsessiven, reaktiven Beschwörungen all derjenigen phantomatisch leidend überlebt, die weiterhin in der Erwerbsgesellschaft die einzig mögliche Gesellschaftsform sehen und sich keine andere Zukunft als die Rückkehr der Vergangenheit vorstellen können. […] Diese obsessiven Beschwörungen bewirken, daß längst nicht mehr gültige Normen ihre Geltung bewahren und in der Bevölkerung Erwartungen erzeugen, die sich als unerfüllbar erweisen."[6]
Noch ist es die Arbeit, die den Rhythmus der Stadt bestimmt. Noch ist sie das, was bislang die Existenz nahezu jedes Stadtbewohners legitimiert – man hat zu tun, sehr viel zu tun, keine Zeit, die Arbeit wartet. Wer zu lange irgendwo auf der Straße herumhängt, fällt auf, je nach Erscheinungsbild entweder der Polizei oder irgend einem Sicherheitsdienst. Aber Arbeitslose scheinen im Stadtbild nicht vorzukommen. Wie verändert sich die Stadt, wenn ihr Leben nicht mehr von denen bestimmt wird, die einen sei es noch so prekären – vorläufigen, bedrohten – Arbeitsplatz haben?
Arbeitslose leben vielfach am Rande der Stadt in einer Form der prekären Privatheit. All die, für die die *Arbeitsstadt* keine Verwendung mehr hat, werden zu Objekten der Versorgung – auf niedrigem Niveau –, der Kontrolle und der Unterhaltung durch die Medien. Kontrolliert werden sie schon insofern, als allein

Oxford, 1999
Fotos:
Elisabeth Blum

Hans Stimmann: „Mit dieser Mall [dem Potsdamer Platz] habe ich meinen Frieden gemacht. Sie trägt dazu bei, die Gegend zu
beleben. Aber das Sony-Gebäude ordnet sich sehr schwer in das Stadtgewebe ein. Sony operiert zwar mit dem Vokabular der Stadt, es interpretiert das Thema der Passagen, das ebenfalls ein Stück Halböffentlichkeit darstellt. Aber Sony ist viel autistischer." […]
Frage: „Teilen Sie die Hoffnung, daß Berlin nun eine Metropole wie London oder Paris wird?"
Hans Stimmann: „[…] was die Architektur angeht, sind wir bereits in der Champions League."

Aus: *Eine Schlossfassade mit Büros wäre Disneyland*, Interview mit Hans Stimmann (Eva Schweitzer), Der Tagesspiegel, 4.2.2000

die städtische Angebotsstruktur selber dafür sorgt, daß sie bestimmte Räume meiden, weil sie sich der Einkaufsgesellschaft nicht zugehörig fühlen. So werden sie zu Objekten der paternalistischen Betreuung durch eine Marktgesellschaft, die für sie keine Verwendung hat.

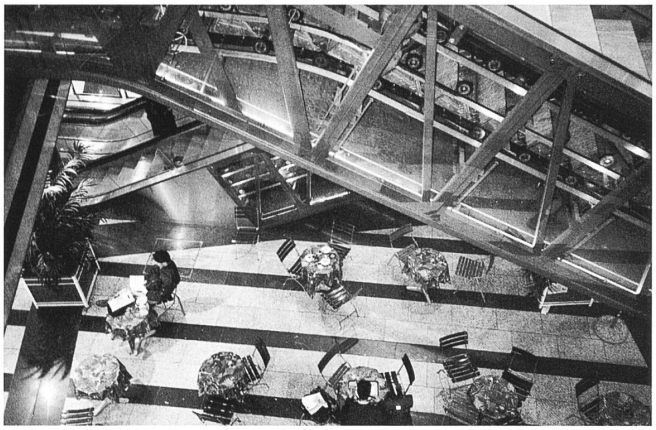
Haben sie Zahlen über die Anzahl der Sozialhilfeempfänger in Deutschland?

Offiziell haben 1998 2,9 Millionen Menschen in Deutschland Sozialhilfe erhalten.

Und haben die Mittel eine Größenordnung, die eine wachsende Zahl von Personen auf unterstem Niveau über Wasser zu halten erlaubt?

Nimmt man den Gesamtumfang der Hilfen zum Lebensunterhalt, dann werden auf der einen Seite noch vergleichsweise viele über Wasser gehalten. Es entsteht so etwas wie eine Abhängigkeitskultur, aus der die Leute nicht gut ausbrechen können. Auf der anderen Seite sind sie für die Stadtpolitik problematisch. In vielen alten Industriestädten, etwa in Duisburg, wird ein riesiger Anteil des städtischen Haushalts allein für die Sozialhilfe ausgegeben. Die

Zürich, Hauptbahnhof, 1999



untersten sozialen Schichten werden zunehmend als Belastung der kommunalen Haushalte empfunden. Und solange es überall um den Abbau von Kosten geht, sind auch die Kommunen daran interessiert, Belastungen abzubauen, das heißt: diese Klientel loszuwerden.

Die Stadt und die Überflüssigen

Warum vermeidet die Politik, Arbeitslosigkeit als strukturelles Problem zu thematisieren? Was verstellt Ihres Erachtens den Blick auf die Wirklichkeit, wenn – um eine unter den diese Realität beschreibenden Nachrichten zu zitieren – nach Recherchen von Wirtschaftsinformatikern der Universität Würzburg zwischen 1997 und 2007 in Deutschland 6,7 Millionen Arbeitsplätze im gesamten Dienstleistungsbereich verloren gehen werden? Im Handel werde „jeder zweite der 3,4 Millionen untersuchten Arbeitsplätze durch automatisierte Kassen, elektronische Zahlungsmöglichkeiten und Internet-Einkäufe ersetzt. In der öffentlichen Verwaltung seien es 2,6 Millionen Stellen, die durch Büroautomation eingespart würden. Am größten werden […] die Auswirkungen im Bankgewerbe sein. 80 Prozent des Bankgeschäfts seien beratungslose Wiederholungsvorgänge, die sich vollständig automatisieren ließen. Dadurch fielen künftig 772000 Arbeitsplätze weg."[7]

Wir sprechen von der Krise der Lohnarbeit, der Krise des Finanzkapitals, von einer Krise der sozialen Bindungen und nicht zuletzt von der Krise der Städte. Die strukturellen Erosionen der ‚Dritten Industriellen Revolution' beginnen explosive Formen anzunehmen – und doch scheinen soziale Explosionen momentan nicht sehr wahrscheinlich zu sein. Sie haben allerdings kürzlich davon gesprochen, daß sich die „‚entbehrlichen Klassen' heute in das alte Schreckbild" zurückzuverwandeln drohen, „das die bürgerliche Ordnung in den ‚gefährlichen Klassen' schon des frühen 19. Jahrhunderts besaß". Und Sie schließen nicht aus, daß wie „am Anfang der industriellen Gesellschaft […] an ihrem Ende der überschüssige Teil der Bevölkerung" das letzte Kapital einsetzen könnte, mit dem sich noch wuchern ließe: „die Welt in Unordnung zu stürzen, die Gesellschaft friedlos zu stellen"[8]. Wie müssen wir uns die Perspektive der großen Städte vorstellen, wenn eine wachsende Zahl von Menschen angesichts leerer Kassen ohne öffentliche Subsistenzmittel zu überleben genötigt wäre? Wenn sie aus ihrer Stummheit heraustreten?

Was sich andeutet, ist eine Mischung aus Deprimiertheit und dem periodisch wiederkehrenden Bedürfnis, auszubrechen, etwas, was in den Vereinigten Staaten als Zyklus von *riots* bekannt ist. Wir wissen nicht, was die Folgen sein werden. Aber wir können uns ausrechnen, daß gesellschaftliche Gruppen, die für ihre eigenen Interessen keine *Verhandlungsmacht* mehr haben, weil sie keine für die Gesellschaft notwendigen Qualifikationen und Ressourcen repräsentieren …

… und keinerlei Anerkennung bekommen …

daß sie eine Drohmacht allein schon dadurch verkörpern wollen, daß sie für den etablierten Teil der Bevölkerung ein Sicherheitsrisiko bilden. Einige Entwicklungen in den Ländern der ehemaligen DDR, insbesondere die Welle von fremdenfeindlicher Gewalt Anfang der neunziger Jahre, haben auch damit zu

tun, daß sich große Teile der Bevölkerung überflüssig vorkommen. Man signalisiert ihnen ja, daß die Produktion sie nicht braucht, und daß ihre Rolle bestenfalls die von Konsumenten ist. Dann weiß man, daß man die Verhandlungsposition für die eigenen Interessen verbessert, wenn man deutlich macht, daß man noch die Möglichkeit hat, gesellschaftlichen Unfrieden zu stiften, daß man mit Unordnung drohen kann. Man dokumentiert dadurch, was passiert, wenn die eigenen Interessen weiter ignoriert werden.

Wenn, wie Sie sagen, die politische Macht die ‚Ausgesteuerten' paternalistisch verwaltet und kontrolliert – die Angebote der Entertainmentindustrie sind ja keineswegs umsonst zu haben –, wozu denn der ganze Sicherheitsaufwand, in den ja enorme Geldmittel investiert werden, wenn man doch angeblich nichts zu befürchten hat?

Man hat etwas zu befürchten im *geschäftlichen* Sinne. Jede neu eröffnete Plaza, jedes neue Urban Entertainment Center lebt von der Illusion einer intakten Stadtgesellschaft. Allein aus ökonomischen Gründen ist es notwendig, die *Intaktheit dieser Illusion* zu garantieren. Da stören natürlich gesellschaftliche Elemente, die dieses Bild beschädigen könnten.

Sie sprechen von öffentlich scheinendem, in Wirklichkeit aber privatem Gelände. Immer mehr real öffentliche Orte werden jedoch mit Sicherheitseinrichtungen ausgerüstet. Ein stadtpolitisches Manöver, das nicht unmittelbar von geschäftlichen Interessen diktiert ist – zumal wenn man den Staat kaum noch als einen „Ausschuß" charakterisieren kann, „der die gemeinschaftlichen Geschäfte der ganzen Bourgeoisklasse verwaltet"[9].

Von *Überwachen und Strafen* ist immer dann die Rede, wenn die Ordnungsmächte die Gesellschaft als undurchschaubar und nicht mehr kalkulierbar empfinden. Ich denke, daß im Unterschied zu Zeiten, als es so etwas wie ein geregeltes Gegeneinander sozialer Bewegungen und politischer Ideologien gab, die Handlungsweise der jeweiligen Gegenseite klarer kalkuliert werden konnte als heute, wo der Protest sozialer Bewegungen durch eine *unkalkulierbare Inzivilität des Verhaltens* abgelöst wurde, die auch in einen *unkalkulierbaren urbanen Schrecken* übergehen kann, der von Menschen ausgeht, die kaum noch über Repräsentation, Ideologien und Programme zu erreichen sind. Ich spreche natürlich von einer *gesellschaftlichen Wahrnehmung von oben*, von der etablierten Mitte, die von der Lebenswirklichkeit der Unterschichten weit entfernt lebt und diese Menschen nur mehr als potentiell gefährlich wahrnimmt. Die Angst vor Inzivilität nährt und fördert natürlich Sicherheits- und Kontrollbedürfnisse. Was man als bedrohlich empfindet, läßt sich nun nicht mehr als Opposition beschreiben, sondern nur als die anscheinend unkontrollierbare Unterseite einer gesellschaftlichen Entwicklung, von der man andererseits erheblich profitiert.

Zürich,
Rennweg, 1999

Im übrigen ersetzen die neuen Sicherheitseinrichtungen in den Städten etwas, was früher in den städtischen Alltag selber eingelassen war. Solange sich Dienstleistungen im Kontakt zwischen Menschen vollzogen, ging mit diesen Kontakten immer auch eine Form wechselseitiger Beobachtung und sozialer Kontrolle einher. Mit der zunehmenden Anonymisierung vieler Dienstleistungen dünnen sich soziale Interaktionen aus. Und so muß die soziale Kontrolle durch Sicherheitstechniken substituiert werden.

Rem Koolhaas sagt zu Recht: „Die Stadt ist das einzige, was wir haben." Trotz des ubiquitären Konsum- und Entertainmenttheaters verkörpert die Stadt noch immer Vielfalt, dichteste Realität, einen unendlichen Reichtum an existentiellen und kulturellen Möglichkeiten. Woran denken Sie, wenn Sie an die große Stadt denken?

An eine Mischung aus realer Verarmung und ästhetischer Opulenz, die desto mehr gesteigert wird, je weniger die Stadt ein Ensemble aller gesellschaftlichen Funktionen und Gruppen repräsentiert. Doch mit der Entlassung moderner Gesellschaften aus der Starrheit uniformer Industriegesellschaften und mit der Vervielfältigung ethnischer Herkünfte und kultureller Lebensstile wächst auch wieder das Bedürfnis, die Stadt als Medium der gesellschaftlichen Selbstrepräsentation zu erhalten. So kommt in der aktuellen Suche nach Urbanität auch ein ganz reales Bedürfnis zum Ausdruck: sich der Möglichkeiten der modernen Entwicklungen gewiß zu werden und diese Möglichkeiten zu nutzen. Wir kritisieren die Stadt ja heute auch deswegen, weil wir in differenzierten Lebenswelten leben, die wir aber in der Stadt nicht hinreichend repräsentiert finden. Diese Kritik stimmt eher hoffnungsvoll: Wenn unterschiedliche Gruppierungen sich für die Stadt engagieren und Ansprüche anmelden, dann wird die Stadt wieder das, was sie in einer modernen Gesellschaft sein kann: ein Verhandlungsraum, auch Kampfplatz unterschiedlicher Interessen und Wertorientierungen, an dem es unter anderem deswegen so spannend ist zu leben, weil sich an diesem Ort nichts vereinheitlichen läßt – es sei denn mit Gewalt und Unterdrückung

Für die Stadt als für einen Kampfplatz unterschiedlicher Interessen und Wertorientierungen einzutreten, heißt aber vor allem: sie als Ort auch unversöhnlicher Widersprüche zwischen unterschiedlichsten Lebensauffassungen und Formen der Lebensführung zu akzeptieren. Und

damit: alle Formen der Beschränkung und der Ausgrenzung offensiv zu delegitimieren!

Es ist eine Illusion anzunehmen, daß sich alles, was nach Ansicht der etablierten Klassen gefährlich ist, aus der städtischen Realität gewaltsam entfernen ließe. Im übrigen zeigt etwa die amerikanische Ghettoforschung, daß diejenigen, die die Untergrundökonomie in den Armutsbezirken der Städte organisieren, im Grunde ganz konventionelle Lebensvorstellungen und Wertsetzungen haben, die sich prinzipiell in nichts von denen der amerikanischen Mehrheitsbevölkerung unterscheidet. Auch die Verlierer der Marktgesellschaft beziehen sich in irgend einer Weise auf die dominanten Symbole und Idole dieser Gesellschaft und suchen die entsprechenden Orte auf. Entweder betrachtet man sie als Personen, die selber etwas zum städtischen Leben beitragen – oder als Störung, die bekämpft und beseitigt werden muß. Auf Dauer geht letzteres natürlich nicht gut. Dafür wachsen diese Gruppen auch zu schnell, auch im europäischen Sozialmodell. Wir haben eine zweifach zusammengesetzte Deklassierung: auf der einen Seite wachsende Bevölkerungsgruppen, die dauerhaft von den Arbeitsmärkten ausgeschlossen sind. Auf der anderen Seite beobachten wir, daß Existenzgefährdung und Verarmung für immer mehr Menschen – auch aus dem Mittelstand – zu einer temporären Erfahrung werden, die aber insofern tiefe Spuren in der eigenen Lebensführung hinterläßt, als man den Unterschied zwischen Etabliertheit und Außenseitertum am eigenen Leibe erfährt. Die praktischen Konsequenzen einer Stadtentwicklung, die sich allein als *Stadt der Gewinner* sieht, werden uns sehr bald beschäftigen. Was werden wir tun, wenn die gegenwärtige Euphorie des Kapitalismus vorbei ist? Wenn sich zeigt, daß die überall geschaffenen Überkapazitäten an Räumen in irgend einer Weise nach einer anderen Nutzung, nach einer anderen Versorgung und einer anderen Organisation verlangen? Die heutige Entwicklung der Innenstädte wird uns schon im nächsten Jahrzehnt die größten Probleme bereiten, und insofern ist die gegenwärtige Stadtkritik nichts, was an die Stadt *von außen* herangetragen wird.

Eigentlich müßten sich gesellschaftliche Krisen ja auch in neuen Formen der sozialen, ökonomischen und politischen Kritik zeigen. Aber spätestens seit 1989 steckt die Kritik selber in einer tiefen Krise. Der „allgemeine Affekt gegen das ‚Moralisieren' sozialer Probleme", von dem Sie in einem 1988 veröffentlichten Aufsatz sprechen[10]*, in welchem Sie sich mit Niklas Luhmann auseinandersetzen, ist inzwischen Regel. Der Mauerfall, heißt es Anfang des Jahres in einem Kommentar der* Frankfurter Rundschau, *sei zum „Stichtag für das Bekenntnis zum Realismus" geworden, es habe „ein Hauch von Säuberung in der Luft" gelegen, der sich nur unzureichend als Rechtsruck beschreiben ließe. Vielmehr sei es „um die Ausmerzung jeglicher Erinnerung an die Gesellschaftskritik" gegangen.*[11] *Sehen Sie, wenn man meint, ohnehin nichts machen zu können, um die Entwicklung aufzuhalten, andere Möglichkeiten als die, sich mit dem Aggressor zu arrangieren?*

Paternalismus der postmodernen Stadt

Sicher gibt es gegenwärtig viel intellektuelle Mutlosigkeit und sehr viel Arrangement mit den herrschenden Verhältnissen. Die Frage ist in der Tat berechtigt, ob die Marktgesellschaft sich nicht bereits soweit in den Denkformen niedergeschlagen hat, daß als legitime Form der Kritik nur jene angesehen wird, die sich in irgend einer Weise auch ökonomisch umsetzen läßt. *Genau das ist ja zu beobachten.*

Das wäre das Ende jeder Kritik, überhaupt das Ende von Ideen und Entwürfen und täte der gesellschaftlichen Entwicklung insgesamt nicht gut.

Oxford, 1999

Ich sehe die städtische Entwicklung im Kontext der gesellschaftlichen Entwicklung als ganzer. Parallel zur allgemeinen Verengung des politischen Handlungsraumes im Zuge der ‚Globalisierung' werden aus Stadtbürgern Kunden, Klienten und Konsumenten gemacht. Man sieht das sehr deutlich an städtebaulichen Konzepten, die davon ausgehen, daß Plätze ‚bespielt' werden und ununterbrochen Angebote erzeugt werden müssen. In solchen Konzepten geht man überhaupt nicht mehr von Menschen aus, die sich in ihrem Leben eigene Ziele setzen und für die Realisierung dieser Ziele die Stadt brauchen. Sondern

umgekehrt davon, daß die Stadt sie als *Laienschauspieler ihrer eigenen Inszenierung* benötigt. Was diese Art von Entmündigung betrifft, scheinen mir städtische und gesellschaftliche Entwicklung gegenwärtig ineins zu gehen. Die wertvollsten Errungenschaften der Moderne, zu denen der Bürgerstatus zählt, drohen verloren zu gehen und durch eine Neuauflage des Paternalismus ersetzt zu werden – durch einen Paternalismus der Postmoderne sozusagen, der versorgend, kontrollierend und unterhaltend agiert, die Bürger aber in ihrem *Eigensinn*, in ihren *eigenen Rechten* – wozu das Recht gehört, die Stadt nach den eigenen Zwecksetzungen zu benutzen – nicht mehr anerkennt. Was letztlich auf einen Verlust an demokratischer Substanz hinausläuft. Nicht alle Räume der Stadt und erst recht nicht alle Konsumräume sind öffentlich im weitesten Sinne, sondern werden zunehmend privatisiert und unter Hausrecht gestellt. Es macht in diesem Zusammenhang einen Unterschied, ob ich bestimmte Verhaltensweisen von Menschen nur *toleriere*, oder ob ich sie als *selbstverständlichen und legitimen Teil einer anderen Welterfahrung* als zum städtischen Leben gehörig betrachte. Der Paternalismus der postmodernen Stadt besteht ja gerade darin, daß man im Grenzfall so ‚liberal' ist, diese oder jene abweichende Erscheinung zu dulden. Doch Toleranz ist auch eine Kategorie der Macht. Wenn ein freundlich gestimmtes Patriziertum sich mildtätig um die Armen kümmert, assoziiert man eher die Gründerzeit der bürgerlichen Gesellschaft als die fortgeschrittene Moderne. So könnte man von einer *Refeudalisierung öffentlicher Räume* sprechen – im Ergebnis ein enormer Freiheits- und Modernitätsverlust.

Die lineare Entwicklung eines solchen gesellschaftlichen ‚Rückbaus', die „Refeudalisierung" der Gesellschaft im Gewand durchmodernisierter Formen der Kommunikation und der Ökonomie scheint mir ohne sozialen und politischen Widerstand kaum vorstellbar.

Facing reality muß nicht grundsätzlich heißen: Begegnung mit der Katastrophe. Aber genau dies versucht uns ja eine Stadtpolitik einzureden, die jede Unsicherheit, jedes Risiko in öffentlichen Räumen zu vermeiden trachtet. Im übrigen darf man nicht vergessen, welche Horizonterweiterung die Entwicklung der modernen Stadt im Industriekapitalismus für die Menschen bedeutet hat. Die Begegnung mit den Fremden wurde zu einer alltäglichen Erfahrung, woraus zwar zahlreiche Konflikte entstanden, aber auch die Kreativität der modernen Kultur. Was wir demgegenüber heute erleben, ist der Versuch, die Konfrontation mit dem Fremden wieder einzudämmen. In der Sozialstruktur zeigt sich das als Selbsteinschließung sozialer Gruppen in ihren eigenen Lebensformen, als soziale und räumliche Segregation. Was dazu führt, daß sich soziale Gruppen wechselseitig opak werden. In den Vereinigten Staaten bezeichnet man das auch als *insulation*, also als ‚Verinselung' der sozialen und der räumlichen Struktur. Die Errungenschaft vieler europäischer Gesellschaften aber war es gerade, die ‚Inseln' zu verschränken. Aus der Kulturgeschichte wissen wir, daß es kulturelle Weiterentwicklungen – auch Innovationen im technisch-ökonomischen Sinne – immer nur im Austausch mit dem Fremden gegeben hat. Kulturen, die allein aus sich selbst heraus zu existieren versuchten, begannen zu verarmen. Das gilt auch heute noch.

Mithin dürfte die intendierte oder in Kauf genommene Demontage all dessen, was bis heute in demokratischen Gesellschaften unter dem Politischen verstanden worden ist, fast gesetzmäßig nicht nur am Eigensinn der Menschen scheitern, sondern auch daran, daß die Unterdrückung alles Fremden, Widersprüchlichen, Widerständigen eine Dynamik behindert, die für das Überleben, das Leben und vor allem für die Entwicklung von Gesellschaften zentral ist. Eine Dynamik, ohne die keine Gesellschaft kommunizieren und produktiv sein kann.

Die derzeitige Entwicklung wird an ihre eigenen Grenzen stoßen. Das Internet etwa schafft gewiß viele Möglichkeiten, vernichtet aber auch viele andere. Es ist hochselektiv und spiegelt eine gesellschaftliche Realität vor, wie sie für überhaupt nur 2 Prozent der Weltbevölkerung existiert. Diese Form der Realität macht sich geradezu imperialistisch geltend und will sich die Stadt nach ihrem Ebenbild schaffen. Eine Hybris – und mit der wird es bald vorbei sein.

Interview: Peter Neitzke

1 Dieter Hoffmann Axthelm, *In welcher Stadt wollen wir leben?* CENTRUM 1992, 8
2 A.a.O., 10
3 *„Wenn das Schloß in fünf Jahren fertig ist, ist etwas falsch gelaufen". Ein Gespräch mit Senatsbaudirektor Hans Stimmann,* FAZ, Berliner Seiten, 14.2.2000
4 Ebd.
5 Vgl. dazu: Elisabeth Blum, *Zeichen von Barbarei: die neue panoptische Stadt,* CENTRUM 1999-2000, 40f
6 André Gorz, *Arbeit zwischen Misere und Utopie,* Frankfurt am Main 2000, 82f
7 dpa-Meldung, 11. Juni 1997, zitiert nach Robert Kurz, *Schwarzbuch Kapitalismus. Ein Abgesang auf die Marktwirtschaft,* Frankfurt am Main 1999, 722
8 Sighard Neckel, *Neid,* Die Zeit, 8. Juli 1999
9 Karl Marx, Friedrich Engels, *Manifest der Kommunistischen Partei,* MEW 4, 464
10 Sighard Neckel, Jürgen Wolf, Die *Faszination der Amoralität,* ProKla 70, 1988
11 Walter von Rossum, Frankfurter Rundschau, 8. Januar 2000